

Francesca Zappia
Von der Wahrscheinlichkeit, dass es dich nicht gibt

Francesca Zappia

Von der
Wahrscheinlichkeit,
dass es dich
nicht gibt

Aus dem amerikanischen Englisch von
Uwe-Michael Gutzschhahn

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



Deutsche Erstausgabe
2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
© 2016 Francesca Zappia
Titel der amerikanischen Originalausgabe: Made You Up,
2016 erschienen bei Greenwillow Books,
an imprint of HarperCollins Children's Books,
a division of HarperCollins Publishers, New York
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: buxdesign, München, und Carla Nagel
Umschlagbild: shutterstock und plainpicture
Gesetzt aus der Janson 10/13`
Satz: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Druck und Bindung: CPI-Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-74035-7

Magic 8 Ball I

Du bist wirklich überhaupt keine Hilfe.

Das ist eindeutig so

Ich bin froh, dass wir auf derselben Seite stehen.

Prolog

Die Befreiung der Hummer



Wenn ich mich im Supermarkt gut benahm, bekam ich einen Yoo-hoo-Schokodrink. Wenn ich mich *sehr* gut benahm, durfte ich zu den Hummern. Heute benahm ich mich sehr gut.

Meine Mutter ließ mich an dem Hummerbecken in der Mitte des Hauptgangs zurück, während sie an der Feinkosttheke die Schweinekoteletts für Dad besorgte. Hummer faszinierten mich. Alles vom Namen über die Scheren bis zu ihrem fantastischen Rot fesselte mich.

Meine Haare hatten das gleiche Rot, ein Rot, das überall gut aussieht, nur nicht an Menschen, denn die Haare eines Menschen haben einfach nicht rot zu sein. Orangefarben: okay. Kastanienbraun: ja klar.

Aber nicht hummerrot.

Ich nahm meine Zöpfe, drückte sie an das Glas und starrte dem Hummer, der am dichtesten war, fest in die Augen.

Dad meinte, meine Haare wären hummerrot. Meine Mom nannte sie kommunistenrot. Ich wusste nicht, was ein Kommunist war, aber gut klang es jedenfalls nicht. Selbst als ich die Haare gegen das Glas drückte, wusste ich nicht, ob mein Dad recht hatte. Ein Teil von mir wollte, dass weder er noch meine Mutter recht hatten.

»Lass mich raus«, sagte der Hummer.

Das sagte er jedes Mal. Ich wischte mit meinen Haaren an

der Scheibe entlang, als ob das Becken eine Wunderlampe wäre und die Aktion eine Zauberkraft freisetzen würde. Vielleicht könnte ich die Hummer ja rauskriegen. Sie sahen so traurig aus, einer über dem andern zusammengedrängt, mit ihren zuckenden Fühlern und den mit Gummibändern zusammengedrückten Scheren.

»Kaufst du einen?«

Ich sah Blue Eyes schon als Spiegelbild in der Scheibe, bevor er etwas sagte. Große blaue Augen. Blaubeerblau. Nein, das war zu dunkel. Meerblau. Nein, zu grün. Blau wie alle blauen Wachsmalkreiden, die ich besaß, zusammengeschmolzen.

Der Strohalm, den ich in den Flaschenhals meines Schokodrinks gestoßen hatte, hing mir zwischen den Lippen.

»Kaufst du einen?«, fragte er wieder. Ich schüttelte den Kopf. Er schob seine Brille die Nase hoch, dass sie wieder ordentlich in diesem Gesicht mit den goldenen Sommersprossen saß. Der schmutzige Kragen von seinem Hemd rutschte nach unten und legte eine sommersprossige Schulter frei. Der Junge stank nach Fisch und Algenschäum.

»Wusstest du, dass die Fossilien des Scherenhummers bis in die Kreidezeit zurückreichen?«, fragte er.

Ich schüttelte den Kopf – ich würde Dad fragen müssen, was die Kreidezeit war – und schlürfte ausgiebig an meinem Drink.

Er starrte mich an und nicht den Hummer. »*Animalia Arthropoda Malacostraca Decapoda Nephropidae*«, sagte er. Er verhaspelte sich ein bisschen beim letzten Wort, doch das machte nichts, denn ich hatte sowieso nichts von dem verstanden, was da aus seinem Mund kam.

»Ich mag wissenschaftliche Einteilungen«, sagte er.

»Keine Ahnung, was das bedeutet«, sagte ich.

Er schob erneut seine Brille nach oben. »*Plantae Sapindales Rutaceae Citrus*.«

»Das versteh ich auch nicht.«

»Du riechst nach Zitronen.«

Ich spürte einen Anflug von irrsinniger Freude, denn er sagte »Du riechst nach Zitronen« und nicht »Deine Haare sind rot«.

Ich wusste, dass meine Haare rot waren. Jeder Mensch konnte sehen, dass sie rot waren. Was ich dagegen nicht wusste, war, dass ich wie eine Frucht roch.

»Du riechst nach Fisch«, erklärte ich ihm.

Er sackte in sich zusammen, seine Sommersprossen glühten.
»Ich weiß.«

Ich schaute nach meiner Mutter. Sie stand noch immer in der Schlange vor der Fleischtheke und schien nicht vorzuhaben, mich allzu bald wieder einzusammeln. Ich packte seine Hand. Er zuckte zusammen und starrte auf die plötzliche körperliche Verbindung, als ob etwas Magisches, aber gleichzeitig auch Gefährliches passiert wäre.

»Willst du mein Freund sein?«, fragte ich. Er schaute auf und schob schon wieder die Brille zurecht.

»Okay.«

»Yoo-hoo?«, fragte ich.

»Was ist ein Yoo-hoo?«

Ich hielt den Drink etwas näher vor sein Gesicht, falls er ihn nicht gesehen hatte. Er nahm die Flasche und betrachtete den Strohhalm.

»Mom sagt, ich soll nicht aus etwas trinken, woraus schon jemand anderes getrunken hat. Das ist unhygienisch.«

»Aber es ist Schoko.«

Er schaute unsicher auf die Yoo-hoo-Flasche, bevor er einmal vorsichtig an dem Strohhalm sog und mir danach den Drink wieder zurückreichte. Eine Sekunde lang rührte er sich nicht, sagte auch nichts, doch schließlich beugte er sich erneut herüber, um noch einen Schluck zu nehmen.

Wie sich herausstellte, wusste Blue Eyes weit mehr als nur die wissenschaftlichen Einteilungen von Pflanzen und Tieren. Er wusste alles. Er kannte die Preise von allem, was es im Supermarkt zu kaufen gab. Er wusste, was es kosten würde, sämtliche Hummer im Hummerbecken zu kaufen (191,68 Dollar ohne Mehrwertsteuer). Er kannte die Namen der amerikanischen Präsidenten und in welcher Reihenfolge sie das Land regiert hatten. Er kannte alle römischen Kaiser, was mir noch mehr imponierte. Er wusste, dass der Erddumfang vierzigtausend Kilometer betrug und dass nur der männliche Kardinalshummer leuchtend rot ist.

Aber vor allem kannte er Wörter.

Blue Eyes hatte für alles ein Wort.

Wörter wie *Daktylogramm* und *Brontiden* und *Petricor*. Wörter, deren Bedeutung mir durch die Hände glitt wie Wasser.

Das meiste, was er sagte, verstand ich nicht, doch das war mir egal. Er war der erste Freund, den ich je hatte. Der erste richtige Freund.

Und mir gefiel auch, seine Hand zu halten.

»Wieso riechst du nach Fisch?«, fragte ich ihn. Wir gingen langsam, während wir uns unterhielten, und liefen in weiten Kreisen den Hauptgang auf und ab.

»Weil ich in einem Teich war«, antwortete er.

»Wieso?«

»Jemand hat mich reingeworfen.«

»Wieso?«

Er zuckte mit den Schultern und fasste nach unten, um sich an den Beinen zu kratzen, die voller Pflaster waren.

»Wieso bist du verletzt?«, fragte ich.

»*Animalia Annelida Hirudinea*.«

Die Wörter verließen seinen Mund wie ein Fluch. Seine

Wangen leuchteten rot, als er stärker kratzte. Seine Augen waren ganz feucht geworden.

Vor dem Hummerbecken blieben wir stehen.

Einer der Supermarktangestellten kam hinter der Fischtheke hervor und öffnete, ohne uns auch nur zur Kenntnis zu nehmen, oben die Klappe des Beckens. Dann griff er mit einem Handschuh hinein, zog Mr Hummer heraus, schloss die Klappe wieder und trug den Hummer davon. Und ich begriff.

»Komm schnell.« Ich zog Blue Eyes hinter das Becken. Er wischte sich die Augen trocken. Ich starrte ihn so lange an, bis er zurückstarrte.

»Hilfst du mir, die Hummer rauszuholen?«

Er schniefte. Dann nickte er.

Ich stellte meine Yoo-hoo-Flasche auf den Boden und hielt die Arme hoch. »Kannst du mich hochheben?«

Er schlang seine Arme um meine Hüfte und hob mich an. Mein Kopf schoss über das obere Ende des Hummerbeckens hinaus, bis meine Schultern mit der Luke auf einer Höhe waren. Ich war ein dickes Kind und Blue Eyes hätte wahrscheinlich unter meinem Gewicht zusammenbrechen müssen, doch er wankte nur leicht und stöhnte.

»Halt einfach still«, sagte ich.

Die Klappe hatte an einer Ecke einen Griff. Ich packte ihn, zog die Klappe auf und zitterte von dem kalten Luftschwall, der herausströmte.

»Was machst du?«, fragte Blue Eyes und seine Stimme klang durch die Anstrengung und durch den Stoff meines T-Shirts gedämpft.

»Sei still!«, zischte ich und schaute mich um. Noch hatte uns niemand bemerkt.

Die Hummer stapelten sich direkt unter der Klappe. Ich tauchte meine Hand hinein. Von der Kälte lief mir ein Schauer

über den Rücken. Meine Finger schlossen sich um den erstbesten Hummer.

Ich hatte erwartet, dass er mit seinen Scheren um sich schlagen und den Schwanz ein- und ausrollen würde. Aber nichts. Es war, als wenn ich eine schwere Muschel halten würde. Ich zog ihn aus dem Wasser.

»Danke«, sagte der Hummer.

»Gern geschehen«, antwortete ich und ließ ihn auf den Boden fallen.

Blue Eyes wankte, doch er hielt mich weiter fest. Der Hummer hockte einen Moment lang da, dann krabbelte er langsam über die Bodenfliese.

Ich griff nach dem nächsten. Und noch einem. Und noch einem. Bald krabbelten sämtliche Hummer aus dem Tank über den Kachelboden des Supermarkts. Ich wusste nicht, wohin sie wollten, doch offenbar hatten sie eine ziemlich genaue Vorstellung.

Blue Eyes ließ mich schnaufend herunter und wir kippten beide in eine Pfütze aus eiskaltem Wasser. Er starrte mich an und die Brille hing ihm jetzt auf der Nasenspitze.

»Machst du das immer?«, fragte er.

»Nein«, antwortete ich. »Nur heute.«

Er lächelte.

Und dann brach das Geschrei los. Hände packten meine Arme und rissen mich hoch. Meine Mutter brüllte mich an und zog mich vom Becken fort. Ich schaute an ihr vorbei. Die Hummer waren schon weg. Eisiges Wasser tropfte von meinen Armen.

Blue Eyes stand noch in der Pfütze. Er hob meine verwaiste Yoo-hoo-Flasche auf und winkte zum Abschied. Ich versuchte meine Mutter dazu zu bringen, stehen zu bleiben, damit ich zurückkonnte, um ihn nach seinem Namen zu fragen.

Doch sie lief nur noch schneller.

Erster Teil | **Das
Becken**

Erstes Kapitel

Zehn Jahre später



Manchmal denke ich, die Menschen halten die Realität für selbstverständlich.

Ich meine, so wie du den Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit benennen kannst. Wenn du gerade im Traum bist, weißt du es vielleicht nicht, aber sobald du aufwachst, ist eindeutig, dass der Traum ein Traum war, und was immer darin an Gutem oder Schlechtem passiert ist, ist nicht real. Wenn wir also nicht in der Matrix sind, ist unsere Welt real, genau wie das, was du in dieser Welt tust, und viel mehr musst du eigentlich gar nicht wissen.

Die Menschen halten das für selbstverständlich.

Nach dem schicksalhaften Tag im Supermarkt, als ich die Hummer befreite, glaubte ich zwei Jahre lang, dass sie fortgekrabbelt seien, das Meer gefunden hätten und dort glücklich lebten bis an das Ende ihrer Tage. Als ich zehn wurde, stellte meine Mutter fest, dass ich glaubte, so eine Art Hummer-Retterin zu sein.

Und sie stellte auch fest, dass für mich alle Hummer leuchtend rot waren.

Als Erstes erklärte sie mir, dass ich die Hummer nicht in die Freiheit entlassen hätte. Ich war mit meinem Arm in das Becken geraten, bevor sie kam und mich, peinlich berührt, von dort wegzog. Danach erklärte sie mir, dass Hummer erst leuchtend

rot werden, nachdem sie gekocht wurden. Ich glaubte ihr nicht, weil Hummer für mich nie eine andere Farbe gehabt hatten. In der ganzen Geschichte erwähnte sie aber niemals Blue Eyes und ich musste auch gar nicht fragen. Mein allererster Freund war eine Halluzination: ein brillanter Einstieg in mein Leben als verrückter Mensch.

Danach hatte mich meine Mutter zu einer Kindertherapeutin geschleppt und ich hatte meine Einführung in das Wort *psychotisch* bekommen.

Schizophrenie, heißt es, tritt eigentlich frühestens am Ende der Teenagerzeit auf, doch ich hatte den ersten Schub bereits bekommen, als ich gerade mal sieben war. Mit dreizehn wurde die Krankheit diagnostiziert. Ein Jahr später wurde mir das Wort *paranoid* angehängt, und zwar nachdem ich eine Bibliothekarin attackiert hatte wegen ihres Versuchs, mir Propagandaschriften einer kommunistischen Untergrundorganisation aufzudrängen, die aus den Kellerräumen der Bibliothek heraus arbeitete. (Sie war immer schon eine äußerst suspekta Bibliothekarin gewesen – ich weigere mich einfach, zu glauben, dass das Anlegen von Gummihandschuhen, um mit Büchern zu hantieren, normale und akzeptierte Praxis sein soll, und es ist mir egal, was andere Leute behaupten.)

Manchmal halfen meine Medikamente. Ich wusste, dass sie halfen, wenn die Welt nicht so bunt und interessant war, wie sie normalerweise aussah. Wenn ich zum Beispiel wusste, dass die Hummer im Becken nicht leuchtend rot waren. Oder wenn ich begriff, dass mein Essen auf Spurenelemente zu untersuchen, lächerlich war (es aber trotzdem tat, weil es das Kribbeln der Paranoia im Nacken beruhigte). Ich wusste auch, dass sie halfen, wenn ich mich an Dinge nicht richtig erinnern konnte, mich fühlte, als hätte ich tagelang nicht geschlafen, oder versuchte, meine Schuhe falsch herum anzuziehen.

Die Hälfte der Zeit waren sich die Ärzte nicht einmal einig, was eine Arznei tatsächlich bewirkte. »Nun, sie sollte eigentlich die Paranoia, die Täuschungen und Halluzinationen lindern, aber wir müssen abwarten. Oh, und wahrscheinlich wirst du dich manchmal müde fühlen. Du musst auf jeden Fall sehr viel trinken – weil die Mittel dich leicht dehydrieren können. Außerdem können sie Gewichtsschwankungen verursachen. Ehrlich, alles ist möglich.«

Die Ärzte waren eine gewaltige Hilfe, doch ich entwickelte mein eigenes System, um herauszufinden, was real war und was nicht. Ich fotografierte. Mit der Zeit blieb das Reale im Foto sichtbar, während die Halluzinationen verschwanden. Ich fand heraus, was mein Gehirn besonders gern erfand. Zum Beispiel Plakatwände, deren Besetzer Gasmasken trugen und die Passanten daran erinnerten, dass das Giftgas aus Hitlers Nazi-Deutschland immer noch eine reale Bedrohung darstellte.

Ich besaß nicht den Luxus, die Wirklichkeit für selbstverständlich zu nehmen. Und ich würde auch nicht behaupten, dass ich jeden hasste, der es tat, denn so verhält sich ja fast jeder. Ich hasste sie nicht. Sie lebten einfach nicht in meiner Welt.

Doch das hinderte mich nicht daran, mir zu wünschen, ich könnte in ihrer Welt leben.

Zweites Kapitel



Am Abend vor meinem ersten Tag in der Abschlussklasse der East Shoal Highschool saß ich hinter der Theke in Finnegan's Diner und meine Augen suchten die dunklen Scheiben nach Anzeichen einer verdächtigen Bewegung ab. Normalerweise war die Paranoia nicht so schlimm. Ich schob es auf die Situation mit dem ersten Schultag. Dass man mich aus der letzten Schule rausgeworfen hatte, war das eine – auf eine neue zu kommen, bedeutete etwas völlig anderes. Ich hatte den ganzen Sommer über im Finnegan's zugebracht und versucht, nicht über den ersten Tag in der neuen Schule nachzudenken.

»Du weißt aber schon, dass Finnegan dich für verrückt halten und zurück an die Arbeit schicken würde, wenn er hier wäre.«

Ich wirbelte herum. Tucker lehnte an der Tür zur Küche, die Hände tief in die Taschen seiner Schürze geschoben, und grinste mich an. Ich hätte ihn angeblafft, wenn er nicht mein einziger Informant über die East Shoal gewesen wäre – und mein einziger Freund. Tucker, ein schlaksiger Junge mit Brille und Haaren so schwarz wie ein Ölfleck und immer perfekt nach vorn gekämmt, war hier im Finnegan's Hilfskraft, Kellner und Kassierer und dazu der klügste Mensch, den ich je getroffen hatte.

Er wusste nicht Bescheid über mich. Deshalb war sein Ausspruch, dass Finnegan mich für verrückt halten würde, reiner

Zufall. Finnegan wusste es natürlich; seine Schwester war meine aktuelle Therapeutin, die mir den Job hier verschafft hatte. Aber keiner der anderen Angestellten – wie zum Beispiel Gus, unser stummer, kettenrauchender Koch – hatte eine Ahnung, und ich plante auch nicht, daran etwas zu ändern.

»Ha, ha«, antwortete ich und bemühte mich, cool zu reagieren. *Unterdrück das Verrückte*, sagte die leise Stimme in meinem Hinterkopf. *Lass es auf keinen Fall raus, Knallkopf.*

Ich hatte den Job überhaupt nur deswegen angenommen, weil ich unbedingt normal wirken musste. Und vielleicht auch ein bisschen, weil mich meine Mutter dazu gezwungen hatte.

»Sonst noch Fragen?«, forderte Tucker mich auf, kam herüber und lehnte sich neben mir an den Tresen. »Oder ist der Kreuzzug vorbei?«

»Du meinst die Inquisition. Und ja, sie ist vorbei.« Ich unterdrückte mein Verlangen, den Blick zurück zu den Scheiben wandern zu lassen. »Ich war schon drei Jahre auf einer Highschool – so anders als die Hillpark kann die East Shoal auch nicht sein.«

Tucker schnaubte. »Die East Shoal ist anders als *alles*. Aber das wirst du ja morgen sehen.«

Tucker war der Einzige, der zu glauben schien, dass die East Shoal nicht der Ort war, wo man unbedingt hinmusste. Meine Mutter fand eine neue Schule eine super Idee. Meine Therapeutin beharrte darauf, dass ich mich dort wohler fühlen würde. Dad meinte, die Schule sei okay, doch er klang so, als wenn ihm meine Mutter gedroht hätte. Und wenn er vor Ort gewesen wäre und nicht irgendwo in Afrika, hätte er mir bestimmt erzählt, was er wirklich dachte.

»Egal«, sagte Tucker. »Unter der Woche ist es hier nachts längst nicht so schlimm wie an den Wochenenden.«

Das stimmte. Es war halb elf und der Diner war tot. Und mit

tot meine ich, es war so wie mit dem Gesamtbestand der Beutelratten im spießigen Indiana. Tucker sollte mich darauf vorbereiten, abends zu arbeiten. Die Tagschicht hatte ich bloß während des Sommers gemacht, ein Plan, den meine Therapeutin ausgeheckt und meine Mutter umgehend für gut befunden hatte. Doch wir waren uns einig, jetzt, wenn die Schule losging, sollte ich abends arbeiten.

Ich schnappte mir den Magic 8 Ball, der hinter der Kasse des Finnegan's lag. Mein Daumen suchte nach dem roten Kratzer auf der Unterseite und versuchte, ihn glatt zu streichen, so wie ich es immer tat, wenn ich mich langweilte. Tucker war inzwischen damit beschäftigt, eine Pfefferstreuer-Armee gegen ein feindliches Regiment von Salzstreuer-Soldaten in Stellung zu bringen.

»Es werden trotzdem noch ein paar Leute vorbeikommen«, sagte er. »Seltsame Nachtgestalten. Einmal, da hatten wir diesen total Besoffenen hier – erinnerst du dich noch, Gus?«

Eine feine Rauchwolke kroch durch die Schnellservice-Luke und stieg zur Decke hoch. Als Antwort auf Tuckers Frage vernebelten diverse Zigarettenzüge die Luft. Ich war mir fast sicher, dass Gus' Zigarette nicht real war. Und wenn doch, dann brachen wir gerade ungefähr hundert Gesundheitsvorschriften.

Tuckers Gesichtsausdruck verdunkelte sich. Seine Augenbrauen verengten sich und seine Stimme wurde flach. »Oh. Und dann gibt es noch Miles.«

»Miles wer?«

»Er müsste gleich kommen.« Tucker schielte seine Gewürz-Armeen an. »Der kommt immer auf seinem Weg von der Arbeit hier vorbei. Er gehört *ganz* dir.«

Ich verengte meine Augen zu Schlitzten. »Und warum genau gehört er ganz mir?«

»Das wirst du schon sehen.« Er schaute auf, als zwei Schein-